

Sexualität" seiner Heldin darzustellen: „Es ist wie der Versuch, die Reflexionen eines Diamanten im Gedächtnis zu speichern.“ Das schöne Bild läßt sich auch auf die geschliffene Prosa beziehen, mit der „Ein Spiel und ein Zeitvertreib" seine Leser bannt.

T. K.

James Salter: „Ein Spiel und ein Zeitvertreib“. Aus dem Amerikanischen von Beatrice Howeg. Berlin Verlag, Berlin; 224 Seiten; 36 Mark.

Untröstliche Musik

Vergänglichkeit ist das Leitmotiv der Pariser Schriftstellerin Yasmina Reza.



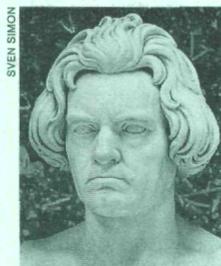
Reza

Beethoven, der bekannte Choleriker, versteht auch im Jenseits keinen Spaß. „Wie konnten Sie sich an das Hammerklavier-Adagio heranzuwagen!" herrscht

er Monsieur Reza an, der auf Erden ein passionierter Piano-Dilettant war und ihm nun voll Verehrung entgegentritt. So jedenfalls erzählt Yasmina Reza, auch sie eine passionierte Piano-Dilettantin, einen Traum, den sie nach dem Tod ihres Vaters hatte. Ihr Traum-Beethoven empfiehlt sich mit der Sentenz: „Tot zu sein heißt doch nicht, weise zu sein!"

Über die Pariser Schauspielerin und Schriftstellerin Yasmina Reza, 41, eine unübersehbar aparte orientalische Schönheit – ihr Vater, geboren in Moskau und von Beruf Ingenieur, stammte aus einer Sepharden-Familie in Samarkand, und ihre Mutter, Violinistin, aus der „jüdischen Aristokratie" Budapests –, geht neuerdings ein Goldregen nieder, den sie nie erträumt hätte: Yasmina Reza, mal eher mit Tschchow, mal eher mit Woody Allen verglichen, hat auf ihre zarte, traumnahe, minimalistische Weise unter dem Titel „ART" das weltweit erfolgreichste Theaterstück der letzten Jahre geschrieben.

Auf den ersten Blick streiten sich da bloß drei alte Freunde über Wert oder Unwert eines modernen Gemäldes, das auf den ersten Blick bloß weiße Streifen auf weißem Grund zeigt. Doch auf den zweiten oder dritten Blick weitet



Beethoven-Büste
Weisheit und Tod

beläufigen Erinnerungen und hingetupften Alltagsbetrachtungen (mit Vater, Mutter und Schwester, mit dem Ehemann und den Kindern Alta und Nathan, mit Musik- und Theatermenschen als Personal) eine ganz eigene, untröstliche Musik der Melancholie. Die Vergänglichkeit ist ihr Leitmotiv, die Zeit also „engste Feindin" und „einziges Thema" zugleich, die Zukunft ein Schatten, der über alle Gegenwart fällt. Während sie einer Sterbenden zum Abschied die Hand küßt, geht ihr durch den Kopf: „Ich werde nachkommen."

Urs Jenny

Yasmina Reza: „Hammerklavier". Deutsch von Eugen Helmlé. Ammann Verlag, Zürich; 140 Seiten; 36 Mark.

Asche einer Kindheit

Ein weißer Südafrikaner erinnert sich an sein frühes Leben unter Schwarzen.



Coetzee

Auch ein großer Schriftsteller wie der 1940 in Kapstadt geborene John Marie Coetzee hat einmal klein angefangen. „Der Junge", Titel-

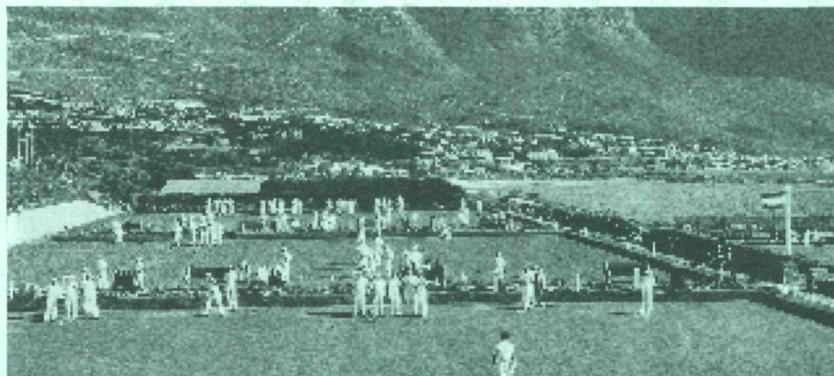
held seiner Kindheitserinnerungen, hatte einen furchtbaren Friseur und einen ungerechten Englischlehrer. Sein erstes Fahrrad war ein ebenso unvergeßliches Erlebnis wie der Cousin, der wußte, daß die Babys aus dem Hintern kommen.

Weil der Autobiograph vom Land kommt, ist darüber hinaus zu erfahren, mit welchem Messer die Lämmer kastriert wurden und wie es passieren konnte, daß er den halben Mittelfinger des Bruders im Mahlwerk der Mäismühle amputierte. Und dann ist da natürlich noch das heikle Verhältnis zu Vater und Mutter.

Die Lektüre dieser Memoiren vermittelt, wie bei so manchen Kindheitserinnerungen, ein tröstliches Grundgefühl: Eigentlich war es bei dem berühmten Autor auch nicht so viel anders als bei einem selbst.

Vor allem der Umstand aber, daß der „Junge" ein weißer Südafrikaner ist, gibt den Aufzeichnungen eine ganz besondere Farbe. Wirklich elegant ist da hingetuschelt, wie sich einer in die ersehnte Normalität zu kämpfen sucht und doch stets die eigene Besonderheit reklamiert.

Und so schlingert der Junge zwischen Engländern, Afrikanern, Farbigen und Schwarzen, zwischen einer allzu geliebten Mutter und einem abgelehnten Vater, zwischen protestantischem und katholischem Glauben, zwischen der tristen Vorstadtsiedlung und der herrlichen Farm der Verwandten, zwischen dem Wunsch, als Cricketspieler gesellschaftliche Anerkennung zu finden, und seiner selbst erfundenen Ballwurfmaschine, die ihm ein autistisches Heimspiel erlaubt. Das liest sich schön und melancholisch-spröde, auch wenn Coetzee mitunter etwas zu viel erwachsene Halbphilosophie auf dem schmalen Rücken seines Jungen abläßt: „Wer er auch wirklich ist, das wahre ‚Ich', das sich aus der



Bowling in Kapstadt: Zwischen Engländern, Afrikanern, Farbigen und Schwarzen

Asche seiner Kindheit erheben sollte, kann nicht geboren werden, wird unterdrückt und gehemmt." Gäbe es so etwas wie ein wahres Ich, dann gäbe es den Schriftsteller Coetzee vermutlich nicht.

Ch. D.

J. M. Coetzee: „Der Junge. Eine afrikanische Kindheit“. Aus dem Englischen von Reinhild Böhnke. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main; 200 Seiten; 34 Mark.

Fegefeuer der Familienhölle

Mit viel Verspätung ist ein großer Roman aus Australien auf deutsch zu entdecken.



Stead

Fast 60 Jahre nach dem Original erscheint jetzt ein Buch auf deutsch, dessen suggestiver Sog immer noch wirkt. Auch der temperamentvollen Über-

setzung gebührt das Verdienst, daß die Leser mitten in den Wahnsinn des Geschehens hineingerissen werden. „Der Mann, der seine Kinder liebte“ ist ein Familienroman, so höllisch und zugleich so betörend, wie wohl noch keiner geschrieben wurde. Sam und Henny Pollit haben sechs gemeinsame Kinder. Das siebte Kind, Louie, stammt von Sams früh verstorbener erster Frau. Während die Kinder buchstäblich von Minute zu Minute zwischen den Eltern hin- und hergerissen werden, führen diese, knapp 600 Seiten lang, einen gnadenlosen Krieg. Weil Sam und Henny seit Jahren nicht mehr miteinander sprechen, benutzen sie ihre „Brut“ als Zwischenträger und als Adressaten für flammende Reden über Gott und die Welt, vor allem über den Ehepartner. Verstört erleben die Kinder die täglichen Stürme, mit angehaltenem Atem lauschen sie ihrem weltverzaubernden Vater, scheu umwerben sie ihre düstere, bittere Mutter. Sam ist ein verbohrter Weltverbesserer. Er „will zu denen gehören, die das Licht verbreiten“ und seine Kinder für ein zukünftiges Weltreich der guten Menschen vorbereiten. Mit seinen phantastischen Geschichten, seinen salbadernden Tiraden und seinen despotischen Erziehungsmaß-

nahmen ist er ihnen ein ebenso hingebungsvoller wie fürchterlicher Vater. Henny trauert um das verpaßte Leben einer Dame der Gesellschaft. Unentwegt droht sie, den Mann, die Kinder, sich selbst umzubringen. Zugleich aber führt sie einen heimlichen, entwürdigenden Kampf ums Geld, das nie reicht. Sie nennt ihn einen „Pappmessias“, er sie eine „verwünschte Teufelin“. Und das Grandiose an dem Roman ist, daß der Leser die beiden Hassenden in ihrem Unglück ebenso ins Herz schließt, wie er sie erwürgen möchte – ein Gefühlschaos, wie es sonst nur das wirkliche Leben produziert.

Tatsächlich hat die australische Schriftstellerin Christina Stead (1902 – 1983) ihre persönliche Erfahrung mit den Mitteln der Literatur elektrisiert. Sie wuchs nach dem frühen Tod der Mutter als einziges Stiefkind in einer Familie mit sieben Kindern auf. In Gestalt des dicken, häßlichen, unglücklichen Mädchens Louie hat die Autorin sich selbst vor Augen gehabt. Dieser Haß- und Liebeskrieg hat eine solch ausweglose Wucht, daß sein mörderisches Ende geradezu erleichtert wirkt.

Ch. D.

Christina Stead: „Der Mann, der seine Kinder liebte“. Aus dem Englischen von Irmela Erckenbrecht. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart; 576 Seiten; 49,80 Mark.

Gräber, Geister und Gerechtigkeit

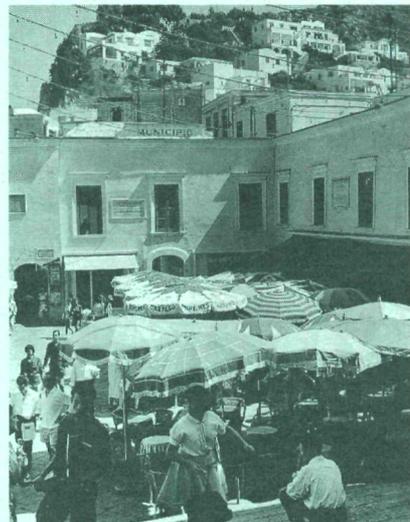
Zwei Bücher zeigen, wie Antonio Tabucchi sich als Erzähler treu geliebt ist.



Tabucchi

Von Fernando Pessoa kommt Antonio Tabucchi, 55, nicht mehr los. Nicht erst in „Wer war Fernando Pessoa?“ (1990) suchte der italienische Erzähler

dem Heros der portugiesischen Moderne nachzuspüren. Bereits in seinem „Indischen Nachtstück“ (1984) wird Pessoa als großes Vorbild zitiert. Und im grandiosen „Lissaboner Requiem“ (1992) bildet ein miternächtliches



Marktplatz von Capri

Panorama italienischer Geschichte

Rendezvous mit dem Geist des Dichters den Anlaß des Erzählens.

Hier tritt der imaginäre Pessoa als eine Art Alter ego Tabucchis auf: Ähnlich jenen fiktiven Schriftstellern, unter deren Namen der echte Pessoa bekanntlich seine Werke schrieb. Jedes dieser Heteronyme stattete er mit eigenem Stil und eigener Biographie aus, bis sie begannen, ihr eigenes Dasein zu führen.

Ein Leben lang, so sagte Pessoa, hätten ihn seine Geschöpfe immer dann heimgesucht, „wenn ich müde oder schläfrig bin“. Mit seiner sensiblen Hommage „Die letzten drei Tage des Fernando Pessoa“ hat Tabucchi dieses Vexierspiel der Identitäten fortgesponnen und den todkranken Dichter mit seinen poetischen Heteronymen konfrontiert.

Im Dämmerzustand zwischen Traum und Sterben treten Coelho Pacheco, Alvaro de Campos, Alberto Caeiro und Ricardo Reis der Reihe nach ans Krankenbett, um ihrem Schöpfer die letzte Reverenz zu erweisen. „Aber jetzt reicht es“, läßt Tabucchi den todmüden Pessoa schließlich sagen, „ich habe mein Leben gelebt, als ob ich tausend Leben gelebt hätte.“ Autor und Figuren sind wieder in eins verschmolzen.

Phantasma und Wirklichkeit gehen auch in Tabucchis Erzähldebüt „Piazza d'Italia“ (1975) ineinander über, das jetzt in einer Neuauflage erschienen ist. Ermordete erheben sich zur Geisterstunde, Flüchtlinge legen sich aus Angst vor ihren Häschern in die Gräber.

Die Geschichte einer Familie, die sich um den Marktplatz der Stadt Borgo gruppiert und um Gerechtigkeit kämpft, erstreckt sich über einen Zeitraum von 100 Jahren. Mit surrealen Elementen durchsetzt, entsteht auf diese Weise ein